

Manchmal muss ein Bild in Flammen aufgehen

Auch was man erklären kann, bleibt manchmal ein Rätsel. Otto Piene hat Kunst gemacht, um zu verstehen, was Licht ist

THOMAS RIBI

Irgendwoher kommt es immer, das Licht. Zum Beispiel aus einem schwarzen Metallkubus mit einem Meter Kantenlänge, der am Boden steht, als ob ihn jemand vergessen hätte. Freundlicherweise hat Otto Piene Löcher in die Seitenwände gestanzt, so dass sich das, was in der Kiste ist, seinen Weg nach aussen bahnen kann. Wenigstens bis an die Decke und die Wände des verdunkelten Museumsraums.

Dort prallen die blendend hellen Strahlen ab, die, von bewegten Lampen ausgesendet, aus dem Würfel fluten. Sie ziehen Spuren, tanzen über die Flächen, drängen sich selber in die Ecken und wieder aus ihnen hinaus, fangen sich gegenseitig und machen vor allem eines klar: Nichts und niemand wird sie wieder in die enge Kiste zurückdrängen können, aus der sie gekommen sind.

«Ein Kubikmeter Licht» nannte Otto Piene (1928–2014) die vor sieben Jahren entstandene Arbeit, und sie enthält im Kern das, womit sich der deutsche Künstler sein Leben lang befasst hat. Wobei, Künstler – natürlich war Piene Künstler, wenn man darunter einen Menschen versteht, der Dinge macht, die man als Kunst bezeichnen kann. Aber wenn man ihn gefragt hätte, ob er Künstler sei – er hätte wohl mit der Schulter gezuckt und wäre zu Fragen übergegangen, die er für wichtiger hielt.

Brandblasen auf der Leinwand

Im Grunde war Otto Piene mehr Forscher als Künstler. Einer nämlich, der das, was er tut, nicht in erster Linie deshalb tut, weil er Kunst machen will, sondern weil er mehr wissen will über die Welt, die ihn umgibt, und weil er aus dem Staunen nicht herauskommt über all das, was scheinbar so selbstverständlich ist, ohne dass man es je wirklich verstehen würde.

Pienes Arbeitsmaterial ist das Licht, und er hat es in allen Formen verwendet, in denen man das tun kann. Er hat gemalt, mit dem Rauch russender Kerzen oder mit Lösungsmitteln, die er auf der Leinwand in Flammen aufgehen liess, so dass sich auf der Bildoberfläche Brandblasen und schwarze Krusten bildeten. Er hat riesige Kunststoffobjekte der Sonne entgegengeschickt, indem er sie mit Helium füllte und in den Himmel steigen liess.

Sein ganzes Werk besteht aus Variationen zur Frage, was das denn eigentlich sein könnte: Licht. Was man damit machen kann. Ob man überhaupt etwas



Wir sehen erst durch das Licht. Aber können wir das Licht selber sehen? Ja, wenn Otto Piene Farben inszeniert. Otto Piene, «Licht und Luft», 2014.

© 2020, PROLITTERIS, ZÜRICH

machen kann damit oder ob das Licht nicht eher mit uns etwas anstellt. Ob wir über das Licht verfügen können oder ob das Licht nicht vielmehr alles beherrscht, was es gibt. Weil es, vielleicht, ohne Licht nichts gäbe auf der Welt?

Oder eher, dass ohne Licht alles, was es auf der Welt gibt, nicht ganz wirklich wäre? Vieles, was es gibt, gäbe es auch ohne Licht. Aber längst nicht alles. Und was es ohne Licht gäbe, wäre doch wohl nicht das, was es für uns ist. Erst das Licht macht es möglich, dass wir das, was ist, so wahrnehmen, wie es ist. Licht wäre, so verstanden, nicht einfach ein Phänomen, das von den Dingen gelöst ist: Es würde sie erst zu dem machen, was sie sind.

Wir sehen erst durch das Licht. Aber können wir das Licht selber sehen? Ja, zum Beispiel in den Lichtballetten, die Otto Piene inszeniert. Und nein, denn eigentlich ist das Licht zu hell für uns. Wenn wir ins Licht blicken, sehen wir nichts. Aber anders als in der Finsternis. Und es gab eine Zeit, in der es kein Licht gab, so steht es am Anfang des Buches, das uns die Welt erklären will.

Ein Hauch Mystik, vielleicht

Es gab einen Himmel, eine Erde, aber alles war umhüllt von Finsternis. Vielleicht konnte der Schöpfer selber keine rechte Freude an seiner Schöpfung finden, jedenfalls: Er schuf das Licht. Wie

man sich dieses Urlicht vorstellen muss, wird nicht ganz klar, denn es war vermischt mit der Finsternis, vielleicht war es sogar Teil der Finsternis. Es musste getrennt werden vom Dunkeln, das wie ein Schatten über ihm lastete: Der Tag wurde zum Tag, die Nacht zur Nacht.

Otto Piene war kein Mystiker. Er wollte dem Wesen des Lichts auf experimentellem Weg beikommen, unter anderem als Professor am Massachusetts Institute of Technology, das ihn 1972 zum Professor of Visual Design for Environmental Art ernannte und ihm erlaubte, mit Naturwissenschaftlern und Ingenieuren zusammenzuarbeiten.

Aber auch wenn die Verpflichtung auf Rationalität ein ebenso prägender

Aspekt seines Werks ist wie die verspielte Freude am Tüfteln: In Otto Pienes Recherchen bleibt immer ein Rest Unerklärbares, an den er selber nicht rühren wollte. Vielleicht eben doch ein Hauch Mystik, nicht nur in den Bildern, die in Flammen aufgehen mussten, um zum Bild zu werden. Auch in den aufblasbaren Segeltuchskulpturen, die in der Luft flattern, als wäre die Welt nichts als Farbe und Bewegung – und Licht.

Die Ausstellung von Otto Piene im Haus Konstruktiv in Zürich ist bis zum 13. September zu sehen. Zeitgleich zeigt das Museum eine Einzelausstellung mit Werken der österreichischen Künstlerin Brigitte Kowanz.

«Bleiben Sie gesund!»

Schon die alten Römer kannten die heute gerade wieder sehr geläufige Grussformel. Aber Vorsicht, sie hat auch ihre Tücken. Von Melanie Möller

Wohlmeinende Wünsche können aggressiv machen. Man kennt das von der Geburtstagspost meist älterer Verwandter: Sie wünschen einem «vor allem Gesundheit», auch wenn man gerade erst 20 ist und der Tod einem so weit entfernt erscheint wie der Saturn.

Doch sind es längst nicht mehr nur die Älteren, deren Fokus auf der Gesundheit liegt. Derzeit ist das Thema zum generationenübergreifenden Dauerbrenner geworden. Sein Sinnbild ist jene Floskel, mit der Anreden, ob mündlich oder schriftlich, ob digital oder analog, seit einigen Monaten zu enden pflegen: «Bleiben Sie gesund!»

Besonders perfide wird es dort, wo die nüchterne Aufforderung zur freundlichen Bitte gerinnt («Bitte bleiben Sie/bleib gesund!»), denn wer wollte es wagen, dieser nicht nachzukommen? Auch Freunde und Bekannte, die ihre Gegenüber besser kennen sollten, springen auf den Gesundheitszug auf und reagieren betroffen auf empörte Reaktionen.

Andererseits – sind die Verächtersprachlich artikulierten Wohlergehensformeln nicht überempfindlich? Was sollte denn

anstössig sein an einem Wunsch, der ein gegenseitiges Verantwortungsbewusstsein zu belegen scheint? Und selbst wenn er nur falsch verpackt wäre: Ist es nicht albern, sich, gerade in diesen schwierigen Zeiten, über einen verbalen Missgriff zu erregen?

Blinder Fleck

Zunächst einmal verrät dieser Missgriff nicht nur einen Mangel an sozialer Sensibilität, sondern auch einen blinden Fleck gegenüber der eigenen Vergänglichkeit. Vielleicht wäre es in der gegenwärtigen Lage in der Tat zynisch, das Leben mit Heidegger als ein «Sein zum Tode» zu glorifizieren oder auch nur an die stoische Definition der «vita» als «ars moriendi», als «der Kunst, sterben zu lernen», zu erinnern. Dass Gevatter Tod aber im Hintergrund lauert, scheint bisweilen in Vergessenheit zu geraten.

Doch wie müssen sich erst dauerhaft Erkrankte, ob lebensbedrohlich oder nur «eingebildet», vorkommen, wenn ihnen im Zweistundentakt dieser Appell entgegenschallt? Er weist sie kaum noch

unterschwellig an, sich gefälligst zusammenzureissen, um «die anderen zu schützen», wie es so hübsch altruistisch heisst.

Aber auch sich selbst als «gesund» einstufende Menschen können den Verstetigungswunsch als Übergriff auf ihre Intimsphäre empfinden, weil ihnen ein schlechtes Gewissen eingeflösst wird, angesichts des Elends anderer den eigenen Vorzug leichtfertig aufs Spiel zu setzen. Bleibt die Frage, warum eigentlich ausgerechnet die Gesundheit derart heroisiert wird – obwohl herkömmliche Heldenbilder eher auf einen frühen Tod setzen.

Vielleicht trägt ein Blick in die Vergangenheit zur Klärung bei. Immerhin haben Gesundheitswünsche anderer Tradition. Schon aus der griechisch-römischen Antike sind sie bekannt; namentlich die Römer pflegten ihre Briefe mit heilsbringenden Botschaften auszustatten.

Die Formel, laut der ein X dem Y «salutem suam dicit» («seinen Gruss sagt»), ist geläufig. «Salutem» kommt von «salus» («Gesundheit, Heil, Sicherheit, Rettung, Leben»); als Göttin personifiziert, wurde die Salus mit der griechischen Hygieia verbunden, einer Tochter

des kultisch verehrten Heilgottes Askulap. Die römische Salus war gleichsam für die Gesundheit aller Angehörigen des Staates zuständig, seit der Kaiserzeit im Besonderen für die Herrscher.

Gesundheit dem Kaiser

So adressiert etwa der jüngere Plinius in seinen Briefen Kaiser Trajan (98–117 n. Chr.) folgendermassen: «Gesundheit und Heiterkeit wünsche ich dir, bester Kaiser, für mich persönlich und im Namen des Staates.» Augustus hatte der Salus bereits im Jahre 10 v. Chr. sogar einen Altar errichten lassen, und in ihrer Nachbarschaft befanden sich Pax («Frieden») und Concordia («Eintracht») – na bitte! Doch Vorsicht vor allzu grosser Begeisterung für diesen traditionsreichen Gesundheitskult, denn an seinem Grunde lauern Gefahren.

Man denke bloss an die bucklige Verwandtschaft der Göttin, und sei es auch nur deren griechischer Hintergrund: Als Experte für Heilschlafverfahren mit zum Teil spektakulärem Ausgang hat «Vater» Askulap seinen Ruf als wissen-

schaftlich ernstzunehmender Mediziner zeitweilig beschädigt. Auch zog er schon früh den Ärger des Götterchefs Zeus auf sich, weil er seine Kunst sozusagen missbrauchte, indem er sich auf die Erweckung Toter spezialisierte.

Gleichwohl hat das auch aufgeklärtere Römer nicht davon abgehalten, einen genuine Askulap-Kult einzuführen, und zwar bereits im Jahre 293 v. Chr., kurz nachdem seiner geistigen Tochter Salus im Jahre 302 ein Tempel auf dem römischen Quirinal geweiht worden war. Der Anlass? Nun, die Ausbreitung einer Seuche. Die kultische Verehrung des Ärtztesgottes hatten die sibyllischen Bücher angeraten, die in prekären Situationen zum Wohl und Wehe des Staates befragt wurden – und die bisweilen auch Menschenopfer empfahlen.

Es war also immer schon eine heikle Sache mit der Gesundheit. Besser, wir schenken ihr nicht unsere ganze Aufmerksamkeit. Schönes Leben noch!

Melanie Möller ist Professorin für klassische Philologie mit Schwerpunkt Latinistik an der Freien Universität Berlin.